

Der europäisch-jüdische Horizont

Das Jüdische Museum Hohenems zeigt in der Ausstellung «Die ersten Europäer» die Juden als Netzwerker und – zwangsweise – als Anhänger eines grösseren Staatenbunds.

VALERIA HEINTGES

Es beginnt mit einem Gesetzeskommentar eines Wiener jüdischen Gelehrten aus dem 13. Jahrhundert und endet mit dem Originalmanuskript von Stefan Zweigs «Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers», das er im amerikanischen Exil 1942 schrieb. Zwischen diesen beiden Ausstellungsstücken und mit 39 anderen will das Jüdische Museum Hohenems den Beweis erbringen, dass die Juden des Habsburgerreiches «Die ersten Europäer» waren, so der Titel der neuen Sonderausstellung.

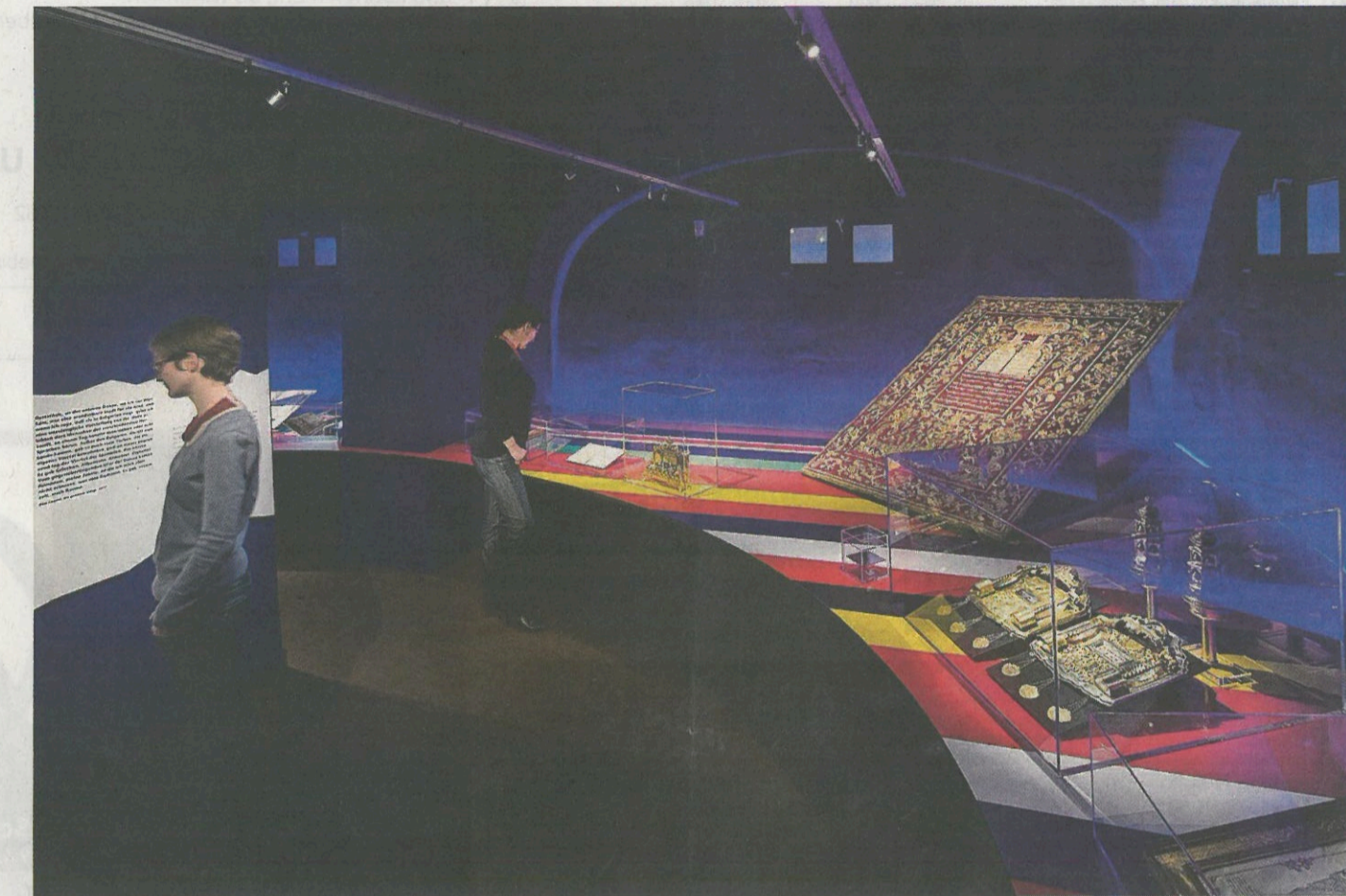
Teil einer höheren Einheit

Sie hätten demnach nicht nur eine «Ahnung von Universalismus» gehabt, wie das Museumsdirektor Hanno Loewy nennt, sondern Europa als Bezugspunkt genommen. Weil ihnen, so die These, die Zugehörigkeit zu einem Nationalstaat verweigert wurde, wäre ihnen nur übriggeblieben, sich als Teil einer höheren Einheit zu fühlen.

Für die Schau hat Architekt Martin Kohlbauer einen farbigen Untergrund kombiniert, einem Strichcode ähnlich, der auf einem Entwurf des niederländischen Architekten Rem Koolhaas für die Fahne der EU gründet. Tatsächlich denkt auch ein Unwissender bei diesen kräftigen Farben an Fahnen. Vor der – so Kohlbauer – EU-blauen Wand strahlen die Streifen und die Objekte, die in unterschiedlicher Höhe unter Acrylglasschildern präsentiert sind, um die Wette.

Die Königin und die Fransen

Dabei mag ein Tafelaufsatz, der in einem Tempel den Besuch der Königin von Saba bei König Salomo darstellt, das auffälligste Objekt sein. Mit unendlicher Liebe zum Detail hat Goldschmied Reinhold Vasters den Hofstaat, die Besucher, die Treppen, den Teppich darauf, die Fransen daran und alle Feinheiten der Verzierung gestaltet. Das opulente Stück wurde in Aachen gefertigt, war lange im Besitz der Baronin Batsheva de Rothschild, kam 2000 in London bei Christie's zur Auktion und gehört heute zur Sammlung von David und Jemima Jeselsohn in Zürich.



Blick in die Ausstellung in Hohenems: Farbige Streifen und Objekte leuchten vor EU-blauer Wand um die Wette.

Bild: pd

Für die ausgestellten Objekte ist das noch ein sehr simpler Tatbestand. Da verzeichnet ein die Schau begleitendes Textheft viel kompliziertere Wege von Objekten. Oft ist allerdings auch einfach nicht überliefert, wem welches Objekt wann gehörte – Provenienzforscher erforschen genau das.

Ein rares Beispiel für eine lange und bekannte Geschichte bietet ein reich verzierter Chanukka-Leuchter, der 1710 in der Werkstatt des Halberstädter Silberschmieds Thomas Tübner entstand. 1713 erwarb ihn der österreichische Hoffaktor Samson Wertheimer. Hoffaktoren waren am Hof beschäftigte Kaufmänner, die Luxuswaren, Heereslieferungen oder Kapital beschafften sollten – sie waren so oft Juden, dass dafür der Begriff «Hofjude» aufkam.

Wertheimer war Financier und Oberrabbiner der Juden Ungarns und Mährens. Über Erbschaften gelangte der Leuchter von Wien nach München, Bay-

reuth und Regensburg, von dort 1835 nach Hannover. Dort blieb er wohl auch, als sein Besitzer Sigmund Oppler nach Amsterdam floh und sich dort das Leben nahm. Nach 1938 verliert sich die Leuchter-Spur.

In den 1950er-Jahren taucht er in New York auf, geht in den Besitz der Oppler-Erben, gelangt 2010 bei Sotheby's in eine Auktion und wird dort von David und Jemima Jeselsohn ersteigert. Wandert der Leuchter noch innerhalb einer verstreuten Familie durch die Lande, so zeigt ein Tora-Vorhang von 1799, wie sehr manche Juden selbst in europäischem Massstab unterwegs waren: Marco Brunner, dessen Frau Henriette den Vorhang dem Wiener Museum stiftete, trat in die Manufaktur-

handlung seines Bruders Jakob in Triest ein. Später war er Bankier in St. Gallen, bevor er nach Hohenems zurückkehrte. Schon die Familie Levi, denen der Vorhang ursprünglich gehörte, arbeitete im Fernhandel, handelte mit schweizerischen und süddeutschen Textilien, italienischer Seide, manchmal mit zyprischen Waren.

Sicherlich haben solche Menschen, deren Handelspartner oder deren Verwandte in anderen Ländern verteilt waren, ein anderes Verhältnis zu nationalen Grenzen als solche, die ihr Heimatdorf nie verlassen müssen. Aber das macht sie nicht gleich zu Europäern – ganz abgesehen von der

Frage, wie man «Europäer» überhaupt definieren will. «Ist es die Fähigkeit, immer

grössere post-nationalistische Netzwerke zu bilden, oder geht mit diesem Begriff ein spezifischer kultureller oder politischer Inhalt einher?», fragt die Historikerin Diana Pinto im Katalog. Netzwerker waren sie, schreibt Pinto, aber kulturellen Inhalt hätte Europa für sie nicht gehabt. So wären sie zwar nicht die ersten Europäer, aber die ersten Kosmopoliten gewesen.

Getäuschte Freude

Das bewahrt sie zu Beginn des Ersten Weltkriegs nicht vor nationalistischem Freudentaumel, den sie zum Beispiel mit einem Porträt von Kaiser Franz Joseph I. im Judenstern am Revers zur Schau tragen. Sicherlich spielte da auch ein Grossteil Hoffnung hinein, endlich einmal dazugehören. Diese Hoffnung allerdings war mehr als trügerisch.

«Die ersten Europäer», bis 5.10., Jüdisches Museum Hohenems. Katalog, Begleitprogramm www.jm-hohenems.at



Frage, wie man «Europäer» überhaupt definieren will. «Ist es die Fähigkeit, immer

Energie sparen allein senkt CO₂-Ausstoss nicht

Man muss immer auch alternative suchen: So glaubt man wegen der Erderwärmung künftig weniger heizen zu müssen, was den Kohlendioxidausstoss der Schweiz reduzieren würde. Wie eine Studie des Öko-Zentrums für Klimaforschung der Universität Bern zeigt, deshalb Energieverbrauch und CO₂-Emissionen aber zurück.

Das Heizen ist in der Schweiz ein bedeutender Energieverbraucher. 2011 entfielen darauf gut ein Drittel des Gesamtenergieverbrauchs, schreibt die Universität Bern nach Klimaszenario 1. Im Jahr 2050 5 bis 21 Prozent weniger geheizt werden. Würde man das Heizen um 20 Prozent reduzieren, so schätzt man, würde der CO₂-Ausstoss um 10 Prozent sinken. Doch Ralph Kälin, der die daraus entstehenden Auswirkungen berechnet hat, ist nüchtern: «Der Gesamtausstoss wird sehr moderat sinken.»

Schuld daran ist der Rebound-Effekt: Effizientere Heizungen führen nicht immer zu einem Ausmass an Energieeinsparung. Denn wer weniger Energie bezahlt, leistet sich mehr Wohnkomfort und heizt die Räume auf eine höheren Temperatur an. Der Energieverbrauch gleicht die eigentliche Energieeinsparung damit aus.

Heiztage verglichen

Dass dieses in der Schweiz beschriebene Verhalten in der Praxis übereinstimmt, zeigen die Berner Forscher anhand von Heizabrechnungen der Schweiz feststellen. Weltweit kommen vergleichbare Heiztage, einen Ionenstrom für Temperaturschwankungen. Dabei, erklärt Ralph Kälin, habe sich ein «eindeutiger Zusammenhang» zwischen der Veränderung der Heiztage und höheren Raumtemperaturen gezeigt. Mit anderen Worten: Je höher die Raumtemperaturen, desto höher die Heizkosten. Zumindes ein Teil der Heizkosten wurden wieder für zusätzliches Heizen ausgegeben.

Dazu kommt der rebound-Effekt: Wer mit dem Geld beim Heizen gespart hat, verbringt die Zeit in Thailand in die Ferie und braucht mehr Energie an Bord und hat damit unter anderem eine schlechtere CO₂-Bilanz. Diese Wirkung zeigt, dass die Wirkung von Energiesparmassnahmen gering sein kann. «Auf Blogs ist kein Geld, sagt sie zudem und macht Gedanken darüber, ob man die Zeit in der Schweiz als vierte Gewaltübung üben könnte. Sicher ist, dass der Verlag zweigleisig fährt.

Wie die Generation Z Zeitung liest

Für ihre Maturaarbeit hat die St. Galler Gymnasiastin Kristina Slabeva eine Online-Umfrage unter den Mitschülerinnen und Mitschülern durchgeführt. Das ermöglicht einen interessanten Einblick ins Medienverhalten der Generation Z, zu der Jugendliche im Alter zwischen 15 und 19 Jahren zählen.

BRUNO KNELLWOLF

Natürlich ist diese Umfrage unter Gymnasiastinnen und Gymnasiasten an der Kantonsschule am Burggraben in St. Gallen nicht repräsentativ. Und schon vor 30 Jahren haben 15- bis 19-jährige Teenager kein Zeitungsbüchlein besessen. Trotzdem ist die Maturaarbeit von Kristina Slabeva interessant, weil sie einen Einblick in die Denkweise der Generation Z erlaubt. Ihre Arbeit heisst denn auch «Blätterst du noch oder scrollst du schon? Die Zeitung und die Ge-

habung 138 Schülerinnen und Schüler im Alter zwischen 15 und 19. «Das sind «Digital Natives». Junge Menschen, die sich ein Leben ohne Internet nicht vorstellen können», wie Kristina Slabeva an der Präsentation ihrer Maturaarbeit sagt. Eine Generation, die immer aktuell informiert sein will. Demgegenüber stehe der Teufelskreis der Anzeigen-Auflagen-Spirale der Tageszeitungen, die neue Leser finden müssten. «Wie also ist die Generation Z zu gewinnen?», fragt sich die Maturandin. Festgestellt hat sie mit ihrer

Generation Z Ab 1995

Die Generation Z beginnt bei Menschen, die nach 1995 geboren sind. Eine interessante Gruppe für Marketingleute, die schreiben: Die Generation Z geht ohne Panik, aber auch ohne grosse Begeisterung der Zukunft entgegen. Genauso wie ihr guter Bildungsstandard für sie eine Selbstverständlichkeit ist, ist auch die Vielfalt an materiellen

Informationsquellen – die grösste Gruppe drei- bis fünfmal pro Woche. Die Zeitung genießt einen hohen Stellenwert als Informationsquelle, was auch die James-Studie 2012 bestätigte. Zudem schätzten viele das Papier in der Hand. Das Online-Lesen sei wegen der Smartphone-Nutzung zwar stark gestiegen, aber der Print-Konsum deshalb nicht radikal gesunken. Die Umfrage zeigt, dass sich Jugendliche über viele Kanäle informieren.

Gratismentalität

Deutlich zu spüren sei die

Gratismentalität. Am wichtigsten sind den Gymnasiasten demnach viele Bilder und Themen für Jugendliche, «Konzerte, weniger Bundeshaus». 43 Prozent sind der Meinung, es würden zu wenig jugendbezogene Artikel abgedruckt. Nicht entscheidend ist das Format der Zeitung, Hauptsache kostenlos.

Eigentlich ist Slabeva erstaunt darüber, dass die Zeitung für

Jugendliche ein so wichtiges Informationsmedium ist, und te sie langfristig deren Geduld erwartet. Ob der Feindschaft und der Gratismentalität stellt sich Kristina Slabeva allerdings die Frage, wie Print oder digital, denn die Finanzierung wird schwierig. «Auf Blogs ist kein Geld, sagt sie zudem und macht Gedanken darüber, ob man die Zeit in der Schweiz als vierte Gewaltübung üben könnte. Sicher ist, dass der Verlag zweigleisig fährt.

